

Wenn das Erfundene sich mit dem Gefundenen vereint

Laudatio auf Christian Haller
von
Klara Obermüller

Meine sehr verehrten Damen und Herren, lieber Christian Haller,

als ich in Vorbereitung der heutigen Feier unlängst bei Christian Haller in Laufenburg zu Besuch war, fiel mein Blick beim Verlassen des Wohnzimmers auf einen ausgesprochen schönen grossen Nomadenteppich. Ich fragte Christian, woher er ihn habe, und er antwortete mit diesem feinen Haller'schen Lächeln um die Augen: „Gefunden, in Marokko, mitten in der Wüste.“ Wie in aller Welt man Teppiche finde, einfach so, mitten in der Wüste, wollte ich wissen. Auf diese Frage hatte Christian nur gewartet, um mir die Geschichte des Teppichs erzählen zu können. Bei Christian Haller hat alles eine Geschichte: die Fotos, Bilder und Plakate an den Wänden, die Möbel, die Ziergegenstände – und die Menschen sowieso. Im Falle des Teppichs ging die Geschichte so: Christian Haller war in Marokko unterwegs, nicht als Tourist, sondern als Autor eines Buches, dessen Protagonist als junger Mann in der Fremdenlegion gedient hatte: der Grossvater im Roman „Das schwarze Eisen“, Sie erinnern sich. Mit Friedrich Glausers Buch „Gourrama“ im Gepäck hatte Christian Haller sich auf Erkundungsreise begeben und war bei einem Kamelritt durch die Wüste auf den Teppich gestossen: Streifen satt leuchtender Farben, unter Sand halb verborgen, mitten im Grau-Gelb der Dünenlandschaft Marokkos. Eine Karawane einheimischer Nomaden musste den Teppich verloren haben, und Christian Haller hatte ihn gefunden, den Teppich mit Geschichte, der jetzt den Riemenboden seines Hauses in Laufenburg ziert.

Das Finden spielt im Leben wie im Werk von Christian Haller eine zentrale Rolle. Schon als Schüler hatte er Grabungen geleitet und sich als Archäologe betätigt. Später war er über die Zoologie zur Paläontologie gekommen und hatte dort gelernt, in den steinernen Abdrücken die Schriftzeichen längst vergangenen Lebens zu lesen. Heute geht es ihm beim Schreiben darum, Stoffe zu finden: Stoffe, die ihn etwas angehen, Stoffe, die gestaltet werden wollen und gestaltet werden müssen, von ihm und von niemandem sonst. Bewusst suchen wie der Archäologe oder der Paläontologe kann der Schriftsteller diese Stoffe allerdings nicht. Sie müssen ihm zufallen, sich einstellen wie die Erinnerungen, die, ausgelöst von einem Wort, einem Sinneseindruck, einem Bild, aus dem Dunkel des Vergessens aufsteigen und Vergangenes noch einmal lebendig werden lassen.

Im Roman „Die verschluckte Musik“ gibt es eine kleine Szene, die diesen Vorgang des „*ungesuchten*“ Findens, wie es in einem späteren Roman einmal heissen wird, auf subtile Weise zum Ausdruck bringt:

„Denk dir“, sagt da die Mutter zu ihrem Sohn am Telefon, „ich habe heute einen Vogel gesehen. Er war wunderbar und prächtig in den Farben. Ich war zufällig unten in meinem Arbeitszimmer und wollte im Schrank nachsehen. – Weisst du, wo das Puppengeschirr ist? Ich hatte es in einer Spankiste, doch in der ist jetzt

Weihnachtsschmuck. – Du hast es in die Vitrine gestellt. – Hab ich das? Da bin ich beruhigt. Und dieser Vogel setzte sich auf den Busch direkt am Fenster. Ich glaube, es war ein Eichelhäher. Also, es war ein wunderbarer Vogel, und er war einfach da. Hätte ich ihn suchen wollen, so hätte ich ihn nie gefunden. Es ist unmöglich, einen so prächtigen Vogel suchen zu wollen. Doch weil ich ihn nicht gesucht habe, war er da.“

Worte einer alten, geistig schon etwas verwirrten Frau, die Zeiten durcheinander bringt und Örtlichkeiten vergisst: eine fast beiläufig erzählte kleine Szene und doch in nuce schon so etwas wie das poetologische Programm des Autors, der sie beschrieben hat. Es bedarf eines sehr feinen künstlerischen Gespürs und grosser literarischer Könnerschaft, Belangloses und Bedeutungsvolles auf so zwanglose Art miteinander zu verbinden. Christian Haller verfügt über beides in hohem Masse. „Hätte ich ihn suchen wollen, so hätte ich ihn nie gefunden. Doch weil ich ihn nicht gesucht habe, war er da“, sagt die Mutter und nimmt damit voraus, was dem Sohn kurze Zeit später passieren soll, als er sich in Bukarest, der Sehnsuchtsstadt seiner Mutter, auf Spurensuche begibt. Lange streift er durch die Stadt, ohne etwas von dem, was die Mutter erzählt hat, wiederzuerkennen. Und auch von dem Haus in der Strada Morilor Nr. 7 scheint nichts mehr zu existieren als dieses eine Foto aus der Vergangenheit, die Familienikone, die die Mutter ein Leben lang mit sich trug und die jetzt im Wohnzimmer des Sohnes hängt, nicht weit von dem Teppich entfernt, der unter dem Sand der marokkanischen Wüste zum Vorschein gekommen war. Suchen, ohne zu finden, finden, ohne zu suchen: Erst als der Sohn die Hoffnung, Mutters Elternhaus zu finden, schon fast aufgegeben hat, steht er plötzlich davor – und:

„Einen Moment lang war es, als hätte ich die Fotografie, die Grosspapa im Oktober 1912 so umständlich aufgenommen hatte, betreten, wäre in unsere Familienikone hineingeschlüpf und stünde verblüfft, dass es irgendetwas davon wirklich gab, an dem Ort, den ich als Kind wieder und wieder im Album betrachtet hatte: Ich war in Mutters heimlich gelebter Welt angekommen, von der ich bisher ein paar Gerüche, Gerichte und Gegenstände gekannt hatte, stand vor diesem Haus, das für sie eine Lebensart repräsentiert hatte und das es wirklich gab! Das Erfundene hatte sich da vor mir mit dem Gefundenen vereint...“

Gefunden hatte Christian Haller an diesem Tag in Bukarest freilich mehr als nur ein Haus, gefunden hatte er einen Stoff, *seinen* Stoff, der nur darauf gewartet zu haben schien, von ihm aufgegriffen und gestaltet zu werden. Mit den drei in der „Trilogie des Erinnerns“ zusammengefassten Romanen „Die verschluckte Musik“, „Das schwarze Eisen“ und „Die besseren Zeiten“ ist Christian Haller ein grosser literarischer Wurf gelungen: ein Epochenroman, der Familiengeschichte in Zeitgeschichte verwandelt und Zeitgeschichte in Familiengeschichte reflektiert. Mit der Trilogie hat Christian Haller jenen hohen literarischen Rang beglaubigt, der ihm auf Grund seiner bisherigen Arbeiten zustand.

Christian Haller hat sehr früh angefangen zu schreiben, hat dann aber doch zuerst einen grossen Umweg gemacht – oder was immer man als einen solchen bezeichnen mag –, bevor er als Schriftsteller endgültig an die Öffentlichkeit trat: mit Märchen zuerst, mit Erzählungen, Theaterstücken und Gedichten und dann 1991 und 1995 schliesslich mit den beiden ersten Romanen „Strandgut“ und „Der Brief ans Meer“. Rückblickend mag einem manches an diesen frühen Arbeiten noch als ein Suchen des eigenen Tons erscheinen. Doch die existentielle Dringlichkeit, die Hallers Werk auszeichnet, ist schon spürbar, und die Motive künden sich an, die sein späteres Schaffen prägen werden: das Wasser als Metapher der Vergänglichkeit, die

Musik als Hüterin der Erinnerung, das Schreiben als Akt der Verdichtung von Wirklichkeit, die Sprache als Kodierungssystem, das Ordnung ins Chaos des zufällig Erlebten zu bringen versucht.

„*Nicht Beruf sind mir die Wörter – Leben!*“, gesteht Haller in einem Gedicht, das den Titel „Nomade“ trägt und den Dichter mit einem Hirten vergleicht, der die Wörter wie eine Herde vor sich her treibt. „*Mir wird wohl bei meinen Wörtern, sie sind meine Herde*“, heisst es. Inmitten seiner Wörter fühlt der Autor sich aufgehoben. Sie gehorchen ihm, sie sind ihm vertraut, sie tragen sein Zeichen: „Verletzlichkeit“. Nur dank den Wörtern, so hat Christian Haller wiederholt betont, vermochte er zu bestehen, was das Leben ihm zumutete. Nur dank den Wörtern fand er den Weg zu jenen „*Geschichten, in denen ich einzig leben konnte*“, wie es in einem seiner jüngst erschienenen Gedichte heisst.

In Geschichten leben heisst für Christian Haller, den Geschehnissen Form und damit Bedeutung zu verleihen. Heisst, sie lesbar, fassbar zu machen. Heisst, sie als das ihm Zugefallene, ihm Eigene zu erkennen. Wie die meisten – ich könnte auch sagen: wie alle – Schriftsteller von Rang schöpft auch Christian Haller beim Schreiben aus dem Fundus der eigenen Erfahrung, der eigenen Biographie. Das heisst aber nicht, dass sein Schreiben explizit autobiographisch wäre. Das selbst Erlebte, selbst Erfahrene ist ihm lediglich, was dem Bildhauer der Stein: Material, das es zu gestalten, zu formen, sich anzuverwandeln gilt. Aus erlebter Wirklichkeit eine neue, ausserhalb der Wörter nicht existierende Wirklichkeit zu schaffen, das ist das eigentliche und für Christian Haller lebensrettende Geschäft der Literatur. Wer Christian Hallers Schaffen in den letzten Jahren verfolgt hat, begegnet den Stationen seines Lebens von Werk zu Werk in stets neuer und verwandelter Form wieder. Er erkennt die Personen, die es bestimmten, und die Motive, die es leiteten, und er ahnt mit der Zeit, welches die Auslöser waren, die den kreativen Prozess von Mal zu Mal in Gang setzten.

Da ist einmal die Haller'sche Familienkonstellation: dieses von den Unwägbarkeiten der Liebe bestimmte Gefüge zweier Verwandtschaften, die nicht zusammen passten, diese Spannungen, diese Zerrissenheit, die der Junge nicht verstand – und umso mehr darunter litt. Und da ist, 1985, der Hirnschlag der langjährigen Lebensgefährtin, diese wie aus dem Nichts hereinbrechende Katastrophe, die nicht nur *ihr* Leben, sondern auch dasjenige ihres Partners in seinen Grundfesten erschütterte. Ein Jahr lang habe er danach überhaupt nicht mehr schreiben können, gesteht Haller. Dann aber hat auch dieses Erlebnis machtvoll nach Ausdruck verlangt und ist in unterschiedlicher Gestalt zum literarischen Stoff geworden. Erst im Jahr 2008 allerdings erscheint jener Roman, „Im Park“, in dem der Autor das Ereignis und dessen Folgen explizit zum Thema macht. Es sei *der* Stoff gewesen, der auf ihn gewartet habe, nachdem er mit der „Trilogie“ über dem Berg gewesen sei, sagte Christian Haller in einem Gespräch mit der Literaturwissenschaftlerin Christa Baumberger und hob hervor, wie dieser Stoff in ihm sich seine ganz eigene Form gesucht habe. In der Trilogie war es die breite, weit ausholende epische Erzählung gewesen, im Roman „Im Park“ hingegen der fast tagebuchartig anmutende, lakonische Bericht. Inhaltlich jedoch führt der schmale Band auf überzeugende Weise zusammen, was den Autor seit Jahren umtreibt – die Bürde des Herkommens, die Kontingenzerfahrung der Krankheit und, ja, auch dies: die Sehnsucht nach Liebe, nach Leben – und zeigt damit einmal mehr, wie konsequent die literarische Entwicklung dieses Autors verläuft.

Dabei hat diese Konsequenz nichts Künstliches, nichts Konstruiertes an sich. Jedes neue Werk geht folgerichtig aus dem vorangegangenen hervor, ein jedes sucht sich die ihm adäquate Form, und alle zusammen spiegeln sie die literarische

Könnerschaft eines Autors, der wie kein Anderer die Klarheit wissenschaftlichen Denkens mit künstlerischer Intuition zu verbinden weiss. Ja, Christian Haller ist auch als Schriftsteller der Naturwissenschaftler geblieben, als der er einmal angetreten war. Ihn interessiert das Woher unserer Existenz ebenso wie deren Wohin, die Kosmologie ebenso wie die Evolutionstheorie, die Psychoanalyse ebenso wie die modernen Neurowissenschaften. Am nächsten stehen sich der Wissenschaftler und der Künstler indes nach wie vor dort, wo es darum geht, die Genese und die Bauweise des Lebens zu verstehen. Christian Haller hat auch als Schriftsteller die Sichtweise des Zoologen und Paläontologen beibehalten, der dahinter kommen möchte, wie Vielfalt entsteht und Ordnung zustande kommt.

„Auch beim Schreiben“, so Haller im Interview mit dem Lyriker und Essayisten Markus Bundi, „entsteht aus Einzelheiten, Beobachtungen, Bruchstücken ein Ganzes, wie es vielleicht gewesen ist oder aber hätte gewesen sein können. Ein Paläontologe rekonstruiert aus einem einzelnen Zahn ein ganzes Tier – wobei ungewiss bleibt, ob dieses Tier tatsächlich einmal so ausgesehen hat. Auch als Autor kann ich nicht wissen, wie oder was genau war. Das Schreiben selbst ist ein Prozess, der Wissen überschreitet.“

Wie es vielleicht gewesen oder aber hätte gewesen sein können: Christian Hallers Erzählen ist ein Erzählen unter Vorbehalt. Früh schon begann er sich zu fragen, wie wirklich denn die Wirklichkeit sei, die er wahrnehme, und wie verlässlich die Wahrnehmung, die ihm diese Wirklichkeit vermittelt. In seinem jüngsten Roman „Der seltsame Fremde“ hat er diese erkenntnistheoretische Fragestellung zum Thema gemacht. Doch nicht ein Naturwissenschaftler ist es diesmal, der erzählt, sondern ein Photograph: ein Künstler wie der Autor selbst, der weiss, dass er Wirklichkeit nicht einfach abbildet, sondern sie durch den Filter subjektiver Wahrnehmung hindurch bis zu einem gewissen Grad selbst konstruiert.

„Es gab Bilder“, so sagt der Erzähler, „die hatte ich im Kopf, bevor ich sie ausserhalb finden konnte, und es dauerte oft Wochen, manchmal Monate, bis ich auf sie stiess, meist unerwartet – oder wie ich es nenne: ‚ungesucht‘...“

Da ist es wieder, das Motiv vom ungesuchten Finden, dem wir in Hallers Werk wiederholt schon begegnet sind. Hätte er sie suchen wollen, so hätte er sie nicht gefunden. Doch weil er sie nicht gesucht hat, so sind sie da: die Bilder, die Erfahrungen, in denen *„das Erfundene sich mit dem Gefundenen vereint“*. Von einem „Causieren mit Bildern“ spricht der seltsame Fremde, Causeur von Beruf, im Roman gleichen Namens und fügt, Wort und Bild in eins setzend, warnend hinzu:

„Leider taugen die Wörter – wie übrigens die Bilder auch – lediglich zu Halbwahrheiten, zu bestechenden Irrtümern, die zu weiteren Irrtümern führen, die, elegant formuliert und in ihrer Aussage überraschend ein Gefühl grosser Einsicht gäben, doch nichts weniger als Irrtümer blieben.“

Wer so denkt, tut sich nicht leicht mit Erzählen. Und in der Tat ist Christian Haller zwar ein begnadeter Geschichtenerzähler, aber alles andere als ein naiver. Die Skepsis gegenüber der Sprache und das Misstrauen gegenüber der eigenen Wahrnehmung laufen beim Schreiben permanent mit und verleihen dem Text jene Gebrochenheit, die wohl auch dem Lebensgefühl des Autors entspricht. Mächtig drängen sich ihm die Stoffe auf, doch zögernd nur nimmt er sich ihrer an, sucht lange

nach der passenden Form und schreibt dann im Wissen, dass er bei allem Bemühen um Wahrhaftigkeit über den Bereich des Möglichen oder Wahrscheinlichen nicht hinauskommt.

Dieser Vorbehalt trifft nicht zuletzt auch auf die Erinnerung zu, die im Werk Christian Hallers eine so zentrale Rolle spielt. Auch Erinnerungen sind keine Abbilder von Wirklichkeit, sondern lediglich Annäherungen an Gewesenes, Mutmassungen auch und manchmal eben „*bestechende Irrtümer, die zu weiteren Irrtümern führen*“, wie es im Roman „Der seltsame Fremde“ heisst. Und doch wäre es falsch, sie einfach nur als trügerisch zu bezeichnen. Erinnerungen gehorchen ihrer eigenen Wahrheit. Sie bewahren das Vergangene, sie deuten es aber auch.

Christian Haller hat am Beispiel der eigenen Familie erlebt, wie inspirierend, aber auch wie lebensfeindlich Erinnerung sein kann. Er ist der Sohn einer Frau, die von einer verklärten Vergangenheit zeitlebens nicht losgekommen war. Und er ist zugleich der Enkel eines Mannes, der von dem, was war, nichts mehr wissen wollte. Den Moment, da er, spät genug, erfuhr, dass sein Grossvater väterlicherseits als junger Mann in der Fremdenlegion gedient hatte, bezeichnet Christian Haller bis heute als einen der Auslöser seiner Roman-Trilogie. Die Reise in die Mutter-Welt von Bukarest dürfte der andere wichtige Antrieb gewesen sein. Erinnern und vergessen sind die beiden elementaren Bewegungen. Im Gegensatz allerdings zur Rollenverteilung innerhalb der Familie sucht er den Ausgleich. Auch Hallers Schreiben schöpft aus der Erinnerung, aber er verliert sich nicht in ihr. Auch für ihn ist die Vergangenheit Nährboden der Inspiration, doch der Bezug zur Gegenwart bleibt dabei stets gewahrt.

Christian Haller lebt, wie Sie wissen, im aargauischen Laufenburg. Aus seinem Arbeitszimmer fällt der Blick auf das träge dahin fliessende Wasser des Rheins. Der Fluss ist ihm Realität und Metapher zugleich. Alles fliesst dahin, alles vergeht. Die Erfahrung der Vergänglichkeit ist für Christian Haller zentral. Er weiss, wie zerbrechlich das Leben ist, wie gefährdet das Glück und wie flüchtig die Erinnerung. Dagegen schreibt er an, wohl wissend, wer am Ende das letzte Wort behält. Eins seiner jüngst erschienenen Gedichte lautet:

*„So wie ich mein Leben
geführt habe
wird der Tod
ein weisses Blatt sein*

*kein Buchstabe wird
mehr die Tür öffnen
zu Geschichten
in denen ich einzig
leben konnte.“*

Noch, lieber Christian, ist das Blatt nicht weiss. Noch sind die Buchstaben da, Dir die Tür zu öffnen zu den Geschichten, in denen Du leben kannst: den eigenen Geschichten, die Du aus dem Fundus deines Lebens schöpfst, und den Geschichten anderer, die Dir zufallen wie dem Photographen die Bilder – „*ungesucht*“. Darüber freuen wir uns mit Dir, und dafür sind wir Dir dankbar. Am Ende Deines Romans „Der seltsame Fremde“ steht der Satz: „*Was immer auch geschehen war und noch geschehen wird, es hat seine Richtigkeit.*“ Möge diese Gewissheit Dich weiterhin begleiten.